



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2013

1. Auflage Oktober 2013


literatur nr. 36

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Volkskultur Steiermark GmbH

ISBN 978-3-902901-30-9

bm:uk

 kultur steiermark

Peter Rosegger
PETER ROSEGGER · STEIERMARK · 2013



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



→ VOLKSKULTUR



Rosegger Reloaded

Martin G. Wanko (Hrsg.)

Inhaltsverzeichnis

Martin G. Wanko	
Vorwort.	7
Andrea Sailer	
»Heimat: Dichter. Wald« oder	
Krieglacher Mosaiksplitter aus den seltsamsten Kleinigkeiten. . .	9
Mike Markart	
Als ich das Osterfeuer holen ging.	
Und Kabarüben. Alfalfaspossen. Choy Sum.	29
Linda Stift	
Von Krieglach nach New York und zurück	55
Wilhelm Hengstler	
Das Rosegger-Desaster	89
Günter Eichberger	
Nur dort daheim, wo es ihn nicht mehr gibt	131
Valerie Fritsch	
Kneippkaffee + Idealismus.	151
Werner Schandor	
Als mein Vater noch der Waldarbeiterbub war.	171
Martin G. Wanko	
Ein Text für einen Schüler –	
Letzte Gedanken über <i>Jakob der Letzte</i>	199

Peter Rosegger, kennen Sie den?

Ein kleiner Test: Der Name Rosegger ist für das neue Windows 8 ein Fremdwort, ein Alien, zumindest ein nicht existenter Name. Er wird rot unterstrichen. Anstatt Rosegger gibt mir das Windows-Rechtschreibprogramm folgende Namen zur Auswahl: Grossegger, Rosiger, Rössger, Roetger.

Ok, ich »erlöse« Rosegger jetzt einmal und mache ihn zum Teil meines Wörterbuchs, klicke »hinzufügen zum Wörterbuch« an, also verschwindet mit einem Klick die rote Wellenlinie unter dem Wort. Ok, jetzt fühle ich mich besser: Rosegger ist jetzt kein Geringerer als Grossegger, Rosiger, Rössger oder Roetger. Hurra!

Peter Rosegger nicht zu kennen, das wäre vor 50 Jahren noch ein Sakrileg gewesen, stört mich aber auch nicht, dass diese Zeit vorbei ist, weil sie ja auch viel Dogmatismus mit sich brachte. In 100 Jahren wird man vielleicht in Bezug auf die großartige Elfriede Jelinek ähnlich reagieren: »Wer ist die Elfriede, bitte wie noch?«, könnte man sich vielleicht fragen. Literatur hat ein Ablaufdatum, wenn nicht regelmäßig ein Update gemacht wird, da sie ja auch schwerer zu konsumieren ist als Bilder in einer Ausstellung – ich hoffe, das wird sich im Hinblick auf den Rosegger durch diese Anthologie ein klein wenig ändern.

Denn: Acht steirische Autor/innen haben sich hier nun mit Rosegger, seinem Leben und seinem »Mythos« auseinandergesetzt. Der eine erzählt vom eigenen Großvater und findet so den Link, den er sucht, die andere zieht den Vergleich zwischen damals und heute, bei einer weiteren gibt es einen Rosegger-Trip nach Amerika und retour und vieles mehr, damit man den Rosegger, den Peter Rosegger, weiterhin kennt. Deshalb Peter Rosegger Reloaded!

Martin G. Wanko
Herausgeber

Andrea Sailer

*»Heimat: Dichter. Wald«
oder
Krieglacher Mosaiksplitter aus den
seltsamsten Kleinigkeiten*

I.

»Zur Selbsterkenntnis und rechten Weltauffassung ist es heilsam, wenn man einmal außerhalb seines gewohnten Lebenskreises steht und in der Studierstube der Natureinsamkeit einmal nachdenkt.«

Dieses Zitat stammt aus Peter Roseggers *Buch der Novellen*. Dieses Zitat hat mich nach Krieglacher geführt. Dieses Zitat soll für einige Tage mein Mantra sein.

Aber: Peter Rosegger! Was wird dir heute noch zu ihm einfallen?, wurde ich im Vorfeld des Projektes gefragt. Und sogar, ob ich denn keine Angst vor einer Schreibblockade hätte.

Schreibblockade! Darüber hätte vermutlich selbst der Waldbauernbub gelacht. Eine Schreibblockade gehört zum Lächerlichsten, Erbärmlichsten und Eierlosesten, was es im Zusammenhang mit Literatur und Autorenschaft gibt. Andere Berufe kennen derlei Blockaden doch auch nicht. Oder hörte man je von einem Anästhesisten mit einer Betäubungsblockade? Einem Zahnarzt mit akuter Bohrhemmung, der sich plötzlich außerstande sah, seine zuvor noch kalt lächelnde Plombendrohung wahr zu machen? Oder

gab es schon irgendwo einen braven Bäcker, der frühmorgens in seiner Backstube wie aus dem Nichts heraus unvermutet innehielt und der bizzaren Tatsache gewahr wurde, auf einmal keinen Germstriezel mehr flechten zu können, und mit bleiernen Mehlhänden und ratlosem Antlitz vor dem Teig stand, während er dachte: Unmöglich!, und in seinem plötzlich von gespenstischer Leere befallenen Schädelgewölbe keine anderen Gedanken mehr vorfand als: Hefezopf, wozu? Sauerteig, und dann? Semmel, Schusterwecker!, sinnlos... Und brachte man je Kunde von einer Kassiererin, die von heute auf morgen – aus welchem Grund auch immer – nicht mehr kassieren konnte und die ihr dargebotenen Münzen als komplett bedeutungslos empfand, Knöpfen oder Backerbsen gleich, die Zahlen auf dem gedruckten Bon rätselhaft und nutzlos, und die gesamte Situation unsichtbar überschrieben mit einem großen: Es geht nicht! Keine Chance! Blockade! Schade.

Schwachsinn.

Auch Bauern haben für gewöhnlich keine Sä- oder Ernteblockaden, keine Fütter-, Melk- oder Ausmisthemmung, kein Blackout bei der Mahd. Etwas so Verweicheltes konnte man sich auch schon zu Roseggers Zeiten schlicht nicht leisten.

Aber: Peter Rosegger und ich! Wo ist da der Bezug? Was haben wir miteinander zu tun?

Jede Menge. Man muss nur genau hinsehen, schon entspricht die Welt ganz Willen und Vorstellung. Kann es denn ein Zufall sein, dass mein Chauffeur, der mich nach Krieglach brachte, der leibhaftige Urgroßneffe von Peter Rosegger ist? Und stammt mein Nachbar zu Hause denn ganz ohne subtilen Hintergrund, quasi einfach so, aus Krieglach? Nie und nimmer. Das sind schon verdäch-

tige Koinzidenzen. Und dann erst die geheimnisvolle Zahlenmystik. Auch wenn man gar nicht daran glaubt, so wie ich. Und dennoch: Hat es am Ende nicht doch eine tiefere Bedeutung, dass Peter Roseggers Sterbejahr (1918) zugleich das Geburtsjahr meiner Oma ist, welche wiederum einst ausgerechnet das Schneiderhandwerk erlernt hatte wie der Waldbauernbub seinerzeit höchstselbst? Aber es wird noch spannender! Denn Rosegger war ein gebürtiger 43er-Jahrgang. Und wer ist das noch? – Meine Mutter! Gut, hundert Jahre später. Aber trotzdem. Wer innerhalb einer zigtausendjährigen Menschheitsgeschichte wegen läppi-scher hundert Jahre einen Aufstand macht, ist kleinlich und hat nicht begriffen, was in jeder anständigen Schule gelehrt werden sollte, nämlich: in großen Zusammenhängen zu denken, in historischen Epochen, Zeitaltern, Äonen. Von Zwischeneiszeit zu Zwischeneiszeit sozusagen. Alles andere verliert sich doch im Kalender und Detail. Deshalb kann es auch kein Zufall sein, dass Roseggers Mutter just im Jahre 1872 verstarb. Denn wann bin ich geboren? Am 18.1.1972! Und diesmal verlieren wir wegen der ebenso lächerlichen hundert Jahre erst recht kein Wort, denn wenn man schnell hinschaut, sehen die Daten so gut wie identisch aus.

Insgesamt lässt sich also sagen, dass ich im Großen und Ganzen sehr viel mit Peter Rosegger gemeinsam habe. Ich muss regelrecht darauf bestehen, mich von ihm zu unterscheiden, ja sogar mit Nachdruck betonen, selbst nicht Peter Rosegger zu sein. So stark also sind meine Bezüge.

Wie aber steht es nun um den Bezug des Dichters zum Heute?

Mehrfach war hierzu in diversen Medien der interessante Satz zu hören oder lesen: Heuer, also 2013, hätte Peter Rosegger seinen 170. Geburtstag gefeiert.

Aha.

Seien wir ehrlich: Das ist nicht sehr glücklich formuliert. Niemand feiert seinen 170. Geburtstag! Weil ihn so gut wie niemand mehr erlebt! Wer aber mit einhundert-siebenzig Jahren tatsächlich noch nicht gestorben ist, hat aufgrund seines höchstwahrscheinlich äußerst fragilen Allgemeinzustandes nur sehr wenig Lust zu feiern. Und was wäre das dann für eine Party? Was tischt man da auf? Kredenzt man am Ende gar Astronautenkost im Rosenthalschälchen und Kochsalzlösung im swarovskisteinverzierten Tropf? Ein schauerlicher Gedanke. Und doch klingt dieser oft zitierte Satz des Jahres »Heuer hätte Rosegger seinen 170. Geburtstag gefeiert« ein bisschen so, als wäre ihm nur gerade eben etwas dazwischen gekommen, als hätten nur ein paar widrige Umstände die Festlichkeit im letzten Moment noch bedauerlicherweise vereitelt. Geburtstag hätte der Dichter heuer gehabt, ja. Aber gefeiert hätte er ihn nicht.

Immerhin, im Roseggerjahr 2013 lässt sich doch so einiges feiern. Schließlich fielen frühere Gedenktage im Zusammenhang mit dem Volksdichter und Waldschulmeister kalendarisch weitaus ungünstiger. Nehmen wir nur seinen zwanzigsten Todestag. Der war 1938. Man muss nicht Simon Wiesenthal heißen, um zu erahnen, dass es sich hierbei um kein gutes Jahr zum Feiern gehandelt hat. Und Roseggers hundertster Geburtstag fiel wiederum unglücklicherweise in das Jahr 1943. Da gab es, gelinde gesagt, auch nicht viel zu feiern, mit Ausnahme der Geburt meiner Mutter natürlich. Aber EIN Fest pro Kriegsjahr reicht dann auch wirklich. Außerdem: Hat man dem steirischen Erzähler nicht ohnedies immer wieder, manchmal zu Unrecht, manchmal wohl auch zu Recht, eine gewisse Nähe zu nationalsozia-

listischem Gedankengut vorgeworfen? Man ist nicht einmal selbst ganz gefeit vor derlei Verdachtsmomenten und Assoziationen. So nahm ich im Zuge der Vorbereitungen auf das Roseggerprojekt unter anderem den dicken Band *Waldheimat* aus der elterlichen Bibliothek zur Hand. Er weist übrigens dieselbe Ausstattung auf wie neben ihm *Anna Karenina* von Leo Tolstoi, den Rosegger als »ersten Aussteiger aus einer kranken Gesellschaft« bewunderte, ehe er ihm die »Verunglimpfung des heiligen Ehestandes« in seiner *Kreutzersonate* dann doch nicht so recht verzeihen konnte. Doch zurück zu den Nazis. Schlägt man nun besagte Ausgabe der *Waldheimat* auf, springt einem auf der ersten Seite das Kürzel »E.K.-Verlag« ins Auge. Für Sekundenbruchteile fürchtet man, das könnte für »Eisernes Kreuz« oder etwas ähnlich Kriegerisches stehen. Dabei ist es nur die Abkürzung für Eduard-Kaiser-Verlag! Den dürfte es heute ebenso wenig mehr geben wie den Alpenland-Buchversand, wo das Werk einst erworben wurde. Aber »Alpenland« klingt auch ein wenig nach Blut und Boden, oder? Warum hat man nur solche Angst davor, dass alles Heimatliche irgendwie verstohlen nach Nazi klingt? Wahrscheinlich, weil es schon zu oft der Fall war.

II.

»Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel braucht.«

Dieser Satz steht in dem Buch *Die Äppler*, das ich mit vielen anderen auch im Gepäck habe. Und im Lichte dieses Zitates befinde ich selbst mich deutlich unter der Armutsgrenze.

Dabei: Es ist nicht so, dass ich tatsächlich viel brauche. Ich MEINE nur, viel brauchen zu müssen und in der Folge

haben zu wollen. Es ist das beunruhigende Gefühl, mir könnte etwas fehlen. Ich weiß nicht, was, aber womöglich dürfte es sich dabei um das einzig Richtige handeln. Eben das, was mir immer schon gefehlt hat und mich auf der Suche danach die echten Mängel mit falscher Fülle bedecken ließ – bis an die Grenze des Messietums.

Die Wahrheit ist: Ich schätze die beschauliche Einfachheit des roseggerschen Lebensstils sehr. Und mitunter ertappe ich mich dabei, wie ich mich in die wunderlichsten, ja haarsträubendsten Daseinsentwürfe hinein- und wieder herausräume (Sennerin im Hochgebirge/Bäuerin in der Einsicht/Nonne im Schweigekloster/Verhaltensforscherin im Polarmeer/Landvermesserin in Patagonien/Schafhirtin in Schottland/Moose- und Flechtenbestimmerin in der Tundra...).

Doch es will mir nicht gelingen, dem zu entkommen, was ich – ein Jahrhundert nach der schlichten Waldbauernwirklichkeit – geworden bin: ein gieriges, suchtanfälliges und kaufbereites Kind meiner sachkomatösen Zeit. Wie anders ließe sich sonst der Umstand erklären, dass ich den ersten Tag meiner einwöchigen Schreibklausur mit einer Tätigkeit zubachte, für die vermutlich nur die Allerwenigsten extra nach Krieglach reisen: Einkaufen.

Was harmlos und zweckdienlich begann, artete wie immer wenig später drastisch aus. Denn der erste Weg führte mich zum relativ nahe gelegenen Diskonter, wo ich mir etwas zu essen kaufen wollte.

Etwas zu essen. Das klingt gefahrloser, als es ist. Denn ich bin dem Angebot in Supermärkten grundsätzlich nicht gewachsen. So vieles, was ich in den Regalen erblicke, weckt mein Interesse, mutet probierenswert an oder erscheint mir nahezu unverzichtbar.

Woher soll ich wissen, was ich in den kommenden Tagen jausnen möchte?! Ob ich nicht doch einmal, im Unterschied zu daheim, mit einem morgendlichen Fruchtsaft und etwas Obst den Tag starten sollte, wie von mir verabscheute Gesundheitsapostel es immer wieder anpreisen. Und ist die Schreibwoche nicht auch ein bisschen Urlaub, wo man sich gönnen sollte, was man sich sonst nicht immer gönnt? Abwechslung? Auswahl? Das Besondere?

Ich kaufe 3 (in Worten: drei) Sorten Brot für mich allein. Schwarzes Vollkornbrot, weil ich das immer kaufe und weil es am besten zur urigen Waldheimat passt. Dann ein Baguette für das großstädtische Flair, das mir – aus Weiz kommend und somit an das Metropolenhafte gewöhnt – andernfalls vielleicht fehlen könnte. Und: ein riesiges türkisches Fladenbrot. Wegen des einmaligen Exotikfaktors. Und weil ich noch nie in der Türkei war. Und weil so ein Brot einfach Urlaubsatmosphäre und südländische Leichtigkeit verbreitet.

Und überhaupt.

Nach dieser Methode gehe ich auch bei allen anderen Lebensmitteln vor und erwerbe gemäß meinem dreistufigen Masterplan: etwas Vernünftiges, das ich gewohnt bin, etwas, das man so nebenbei gerne mal mitnimmt, und dann noch das total Ausgefallene, mit dem niemand gerechnet hat. Auch ich nicht.

Mit zwei schweren Einkaufstaschen bepackt nähere ich mich sodann meinem Schreibdomizil, nicht ohne unterwegs besagte Taschen mehrmals am staubigen Straßenrand abzustellen, um etwas zu tun, dessen ich mich seit frühester Kindheit nicht erwehren kann: Blumen pflücken. Das geschieht aus zwei Gründen. Erstens, weil ich ein Mädchen bin. Und zweitens, weil ich den Großteil meines Lebens –

und da bin ich Peter Rosegger nun schon sehr ähnlich! – in erdachten Welten zubringe. Schon als Kind soll Rosegger Zauberplaneten erfunden haben, die er noch dazu akkurat kartografierte. Und während andere Menschen sich leidenschaftliche Liebesgeschichten mit ihren Traumpartnern oder erotische Sternstunden mit diversen Leinwandgöttern ausmalen, richte ich im Geiste Häuser ein. Ich breite Gobelinischdecken über imaginäre Intarsienmöbel, sortiere Porzellan und Kristall in schnörkeligen Vitrinen, hänge Bilder auf, positioniere Topfpflanzen, bringe Vorhänge an, drapiere Kissen, gestalte meine eigene Bibliothek, einen Musikraum, ein Filmzimmer, eine Arbeitsstube, eine Meer-schweinkammer, und verteile über das ganze Haus meine geliebten, im Nachhinein in prachtvollen Behältnissen bestatteten Insekten- und Gliedertierleichenfunde sowie Totenköpfe, Schneckenfiguren, Katzenkörbe und Blumensträuße.

Vieles davon wird wohl für immer ein Traum bleiben. Nur die selbst gepflückten Wiesenblumensträuße gehen sich immer aus.

Auf Schusters Rappen mühe ich mich also voran, ganz wie der selige Peter, als er einst Schmalz, Hasenöl oder eben die Christtagsfreude holen ging, bis ich endlich meinen Bestimmungsort erreiche: das wunderbare Haus, in dem ich nun bleiben und in Ruhe arbeiten kann und das ich nie mehr verlassen muss, eingedeckt mit Speis und Trank wie für eine vielköpfige Familie.

Am Eingang zu meinem Refugium tummeln sich Katzen. Unverzüglich zücke ich meine Kamera. Aber ach! Die Batterien sind leer. Also rasch die Einkäufe ins Haus und abermals zurück an die Stätten des Konsums.

Es gibt nur drei Dinge, die es mir unmöglich machen, mich zu entspannen: Süßigkeiten, die sich im selben Raum

befinden wie ich. Arbeitsstätten ohne Aschenbecher. Und: leere Batterien in Walkman und Kamera.

Zum zweiten Mal gehe ich in den »Ort«. (Welchen? Krieglach? Keine Ahnung.) Rasend vor Neugierde, ob es nicht außer dem Diskonter noch andere Geschäfte gibt, durchmesse ich die reichlich vorhandene Gegend, passiere den nächsten Ort (er heißt »Freßnitz« – super Name!) und dann gleich das Schild »Ortsende Freßnitz« und schäme mich innerlich vor Peter Rosegger, und vor mir selbst auch. Aber zugleich sehe ich es schon aus der Ferne: ein Einkaufszentrum! Kein großes, bloß eine überschaubare Ansammlung einiger Geschäfte. Sofort beschleunigen sich meine Schritte, und mein Körper kennt sich kaum mehr aus vor lauter Adrenalin, Dopamin, Serotonin und allerlei anderen hirneigenen Drogen, die zu Roseggers Zeiten wahrscheinlich noch kein Mensch gebraucht hat, weil das Leben damals ganz anders war, wahrscheinlich ein Geschenk, wahrscheinlich schön, und die Leute damals auch ganz anders waren, unter Umständen sogar glücklich.

Wenig später betrete ich einen riesigen Ramschladen, die weitläufige Filiale einer stillösen Billigkette, in der jede einzelne Ware von nichts anderem als von Ausbeutung, Menschenverachtung, Kinderarbeit und vollkunststofflicher, giftiger Unverrottbarkeit erzählt. Und dennoch. Wie meine Augen leuchten!

Obwohl ich nur neue Batterien für die Kamera kaufen wollte, bin ich beim Verlassen des Geschäftes auch noch stolze Besitzerin vieler anderer Dinge, darunter schöne geblümete Papiertragtaschen (von denen man nie genug haben kann, nicht zuletzt, um darin all die anderen schönen geblühten Papiertragtaschen aufzubewahren), zwei unwiderstehlich gemusterte Handtücher (man hat schließ-

lich auch zwei Hände) und eine ausgesprochen geräumige Freizeithose. Aber wie heißt es so schön bei Rosegger: »Das Menschenglück ist ein Mosaik aus den seltsamsten Kleinigkeiten.«

Wie wahr.

Als ich wieder zurück bin, mit den neuen Batterien in meiner Kamera, sind alle Katzen fort.

III.

»Wie anders hätte sich mein Leben entwickelt ohne das Heimweh.«

Dieses Bekenntnis findet sich in der 34. Ausgabe des *Heimgartens*. Auch wenn es von Peter Rosegger stammt, könnte, ja müsste es eigentlich von mir sein. Das Heimweh war ihm auferlegt »wie die Kette dem Sklaven«. Durch sein »Angekreuzigtsein an die Heimat«, wie er es selbst bezeichnete, fühlte er sich oft als »der unfreieste Mensch im ganzen Land«. Und das, obwohl er zugleich große Sehnsucht hatte »nach weiter Welt, nach Wüste und Meer«.

Immerhin, *Waldheimat* ist ein schöner Buchtitel. Wo sonst hat ein Dichter zugleich einen geografischen Begriff geprägt. Obwohl: Im heutigen, mir so fremd gebliebenen Computerzeitalter muss man aufpassen. Dass man nicht versehentlich »Waldheim.at« liest oder schreibt. Dann wäre man schon wieder im Nazisumpf angelangt. In den ja auch Rosegger selbst immer wieder getaucht wurde. Im Nachhinein betrachtet wohl eher ohne guten Grund.

Es ist ja nicht jeder, der die Schönheit der Heimat beschwört, automatisch ein Nationalsozialist. Homer hat in seiner *Odyssee* auch von zuhause geschwärmt. Aber hat ihm

deshalb jemand vorgeworfen, ein Nazi zu sein? Eben. Und ein Werk von Rosegger heißt auch nicht *Heim ins Reich* oder gar *Mein Himmlerreich*, sonder schlicht und rührend arglos *Mein Himmelreich*. Was nicht alle wissen, ist außerdem, dass Peter Rosegger zu den Gründungsmitgliedern der von Bertha von Suttner initiierten »Österreichischen Friedensgesellschaft« gehörte und zudem noch Mitglied des »Vereins zur Abwehr von Antisemitismus« war. Dass die Nazis sein heimatliches Schriftgut nach seinem Tod für ihre Zwecke vereinnahmt haben, konnte der Dichter weder ahnen noch ändern. Dabei hat er es schon in den *Schriften des Waldschulmeisters* so deutlich gesagt: »Nebst der Liebe für das Heimatland hat im Menschen zum Glücke auch noch eine Liebe für die ganze Welt Platz.« Und in *Heimgärtners Tagebuch* betont er: »Die Natur hat die Menschen einander zu Freunden geboren, zu Feinden machen sie sich selber. (...) Jeder halte fest an seiner Artung und Überzeugung, aber er dulde und achte auch die der anderen, das ist Kultur.«

Dass er den Nobelpreis, für den er zweimal nominiert war, doch nicht bekommen hat, wurzelt vielleicht im selben, großteils künstlich angelegten Nazisumpf. 1909 hatte der Dichter in seinem *Heimgarten* einen Spendenaufruf zur Unterstützung deutschsprachiger Schulen in Böhmen und Mähren getätigt, was ihm 1913 beim Nobelpreiskomitee, wo er als hoher Favorit galt, in letzter Minute einen zu nationalsozialistischen Anstrich verlieh. Nobelpreisträger wurde schließlich der freundliche Asiate Tagore, dem neben einem schlechten Gewissen auch eine ehrliche Liebe zu Roseggers Werk innewohnte. So setzte er sich dafür ein, dass die Schriften des unterlegenen Konkurrenten wenigstens auch in asiatische Sprachen übersetzt wurden. Und nun kann man etwa *Jakob der Letzte* auch im letzten Zipfel

Indiens lesen, und zwar in tadellosem Hindi. Wenn man Hindi kann.

Heuer sind es also genau hundert Jahre, dass Peter Rosegger den Nobelpreis NICHT gewonnen hat.

Heimat ist nun einmal zu einem gefährlichen Begriff geworden. Heimat ist so vieles. Ein Zeit-Wort, aus jeder Zeit gefallen nahezu. Ein Binde-Wort, irgendwo bindungstechnisch zwischen Maizena und Superkleber angesiedelt, kommt auf den Standpunkt an. Ein Für-Wort, erst recht mit stummem H. Und ein Macht-Wort, bedenkt man die Stärke eines politischen Systems. Ein Haupt-Wort, weil es sich im Kopf einnistet, ob man will oder nicht. Ein Vor-Wort, wie ein mathematisches Zeichen vor einer Klammer oder ein Kreuz vor einer Note (womit wir wieder beim »Angekreuzigtsein« wären). Ein Nach-Wort auch, das einem zuletzt noch hinterhergeworfen wird ins Grab. Heimat. Heimat ist Aussicht und Einsicht, eher als Umsicht und Nachsicht. Heimat ist Weitblick in Gegendfragen und Engsichtigkeit in vielem, was über die Gegend hinausgeht.

Und Heimweh?

Ist dieses Gefühl nicht schon zu Roseggers Zeiten, oder kurz nach ihm, ausgestorben? Wenn ich von meinem Heimweh rede, blickt man mich an, als würde ich über den Konsum von Crystal Meth sprechen oder eine Vorliebe für Kindstötungen eingestehen. Heimweh versteht niemand mehr. Schon gar nicht heute, in dieser globalen, ortsungebundenen, hochgradig flexiblen Welt, die ja doch schon längst zum Dorf geworden scheint. Nur ein Waldbauerndorf ist sie nicht. Heimweh ist kindisch, peinlich, sentimental, unverständlich für die meisten Zeitgenossen. Wer Heimweh hat, so könnte man vermuten, ist doch auch schon ein bisschen Nazi. Heimweh ist keine Krankheit wie

Kopf- oder Bauchweh, sondern eine Charakterschwäche. Das suggeriert die heimwehlose Gesellschaft. Mir zumindest. Und: Heimweh ist in der Tat unendlich schwer zu erklären. Es lässt sich genauso wenig beschreiben wie ein Orgasmus oder eine Depression. In der modernen Welt weiß ich mir nur einen einzigen Gefährten, was dieses altmodische Gefühl betrifft: Schiffkowitz, das zweite S der Gruppe STS, die seinerzeit übrigens auch eine CD mit zu Liedern vertonten Gedichten Peter Roseggers herausbrachte. Besagter Schiffkowitz also, der Mann mit der schönen Stimme, den stahlblauen Augen und der Barbra-Streisand-Gedächtnisfrisur, wurde auf einem Livekonzert einst von einem Kollegen geoutet als »der Mann, dessen liebstes Hobby das Heimfahren ist«. Da lachte mein Herz mit Tränen in den Kammern. Auch so einer wie ich, dachte ich mir. Und fühlte mich schon weniger allein auf der Welt, und ein bisschen mehr daheim.

»Fünf Wochen« war das Längste, das Rosegger fort von daheim aushielt. Damit ist er neben Schiffkowitz mein zweiter Seelenverwandter. Bei mir wären es allerdings vier Wochen. Absolutes Maximum. Keine längere Reise hätte ich mir in meiner Jugend zugemutet. Heute erst recht nicht mehr. Nie konnte ich während meines Anglistikstudiums ein Auslandssemester beantragen. Nie in meiner ganzen literarischen Laufbahn die Bewerbung abschicken für ein Autorenstipendium in der Ferne.

Dabei ist Alleinsein das Schönste für mich. Aber daheim sollte es eben sein.

Was mich so hält? Nicht viel. Von außen betrachtet. Meine Familie ist sehr klein. Sie besteht aus drei Personen. Mutter, Oma, Freund. Unbedingt dazugezählt werden müssen meine Katzen und Meerschweine. Gerade die Nager

vermisse ich auswärts ganz besonders. Und sonst? Habe ich Freunde? Eine Freundin, ja.

Vielleicht ist Heimweh nichts anderes als die Sehnsucht danach, gekannt zu werden. Das ist fast schon so viel wie geliebt zu werden. *»Man wird nie so erinnert, wie man sich selbst erinnert. Nicht im Guten und nicht im Bösen.«* Das hat zur Abwechslung nicht Rosegger geschrieben, sondern die niederländische Schriftstellerin Connie Palmen, deren *Logbuch eines unbarmherzigen Jahres* ich ebenfalls mit nach Krieglach nahm.

Lesen und Schreiben sind gut gegen Heimweh. Glauben auch. Wenn man es kann. Rosegger konnte es. Ich kann es auch. Leider wird man dafür heute gerne ausgelacht. Glauben versteht kaum jemand mehr. Wie Heimweh. Aus der Mode gekommen, das alles, irgendwie. Besser, man spricht nicht davon. Aber worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man: schreiben.

IV.

»Im vorigen Jahr sollen in Deutschland 36.000 Bücher erschienen sein. Auch ich warf einen Band Kultur. Mein Bruder baute 50 Metzen Kartoffel und züchtete fünf Kälber, aus denen wahrscheinlich Kühe und Ochsen werden. – Mir scheint, er ist für die Menschheit notwendiger als ich.«

Auch eine Tagebucheintragung Peter Roseggers, aus dem Jahr 1913. Ich kann diese Überlegung verstehen. Literatur ist eben nichts »Handfestes«. Obwohl ich sie zum Leben, ja zum Überleben brauche, als Produzentin und Konsumentin, ist davon auszugehen, dass die Welt so vieles andere dringender nötig hat. Und wahrscheinlich ist kaum

etwas so erfüllend wie die Beschäftigung mit und in der Natur.

Als *»unverbesserlichen Landmenschen«* bezeichnete der Dichter sich selbst. Jedoch: Zu Roseggers Zeiten war die Natur noch mehr sie selbst, natürlicher, könnte man sagen. Heute ist die Natur für viele Menschen eher so etwas wie ein zusätzliches Sportgerät, das ihnen Klettern, Wandern, Walken, Golfen, Mountainbiken oder Skifahren ermöglicht.

Manche halten sogar ihren privaten Garten für Natur. Auch wenn der Rasen darin ein Rasen ist, keine Wiese, also kurzgeschoren, die gelben Löwenzahnaugen unbarmherzig ausgestochen, den zarten Gänseblümchen schon im vorgeburtlichen Knospenstadium die Hälslein abgeschnitten werden und man den Käfern, auch den gepanzertsten, unerbittlich den Giftkrieg erklärt. Sie halten es für Natur, wenn Stauden in den Rabatten nach Farbfamilien gepflanzt sind und wenn an jeder Ecke fette Buddhas aus Polyresin herumhocken, um das Bedürfnis nach Kontemplation zu befriedigen, in Ermangelung anderer spiritueller Quellen, und weil das Christentum auch nicht länger als Hauptreligion gewünscht ist und weil dicke, nackte Asiaten vielleicht doch dekorativer wirken als ein Kruzifix.

Gewiss, der Wunsch nach der eigenen Scholle ist immer noch da, und Gärtnern boomt, und Magazine mit irgendwas zwischen Land und Lust im Titel finden reißenden Absatz. Aber die witterungsbeständige Partyloungesitzgruppe, aus täuschend echt aussehender Wasserhyazinthengeflechtnachbildung am gekachelten Biopool-Ufer oder rund um den esoterisch wirksamen Meditationsbrunnen arrangiert, hat mit dem roseggerschen

Naturbegriff und dem alten Brunnen am Kluppeneggerhof nicht mehr gemeinsam als Bambus mit heimischer Vegetation. Obwohl: Bambus brauchen die modernen Gärten, damit sich die Buddhas darin nicht ganz so verloren fühlen.

Wo ist die Natur in diesen Gärten voller Profigrills und Solarbeleuchtungen? Heute müssen Insekten ins Hotel ziehen, um überhaupt noch leben zu dürfen. Zivilisation ist ein Synonym für das Verschwinden. Sicher, wenn das Paradies als verloren gilt, wird allzu leicht alles Verlorene zum Paradies. Die Gefahr der Idealisierung droht. Aber nicht alles tief Verwurzelte muss sich deswegen gleich reaktionäre Spießigkeit vorwerfen lassen, was Büsche und Bäume eindrucksvoll beweisen.

Hochinteressant ist in diesem Zusammenhang der Begriff »Waldschule«, der mit Peter Rosegger untrennbar verbunden bleibt. Auch wenn die Vermutung naheliegt, aber: Eine Waldschule ist keine Baumschule. Und so wie der Bergdoktor im Fernsehen keinen einzigen kranken Berg wieder gesund machen kann, so wird in der Waldschule auch keine Jungtannenklasse im Baumwurzelziehen, Zapfenzählen oder der Nadelkunst unterrichtet.

Ich stamme aus einer Zeit, in der noch alle vom Waldsterben geredet haben. Und über den sauren Regen klagte man. (Wer hat den eigentlich als Erster gekostet?) Es war ohnedies eine gefährliche Zeit damals. Meine Generation wuchs heran in dem beunruhigenden Bewusstsein, dass »der Russe jederzeit auf den Knopf drücken könnte...« Ich war damals ein Kind und wunderte mich, dass man einem einzigen Russen weltweit nicht gewachsen war und warum man ihm denn dann nicht den Knopf wegnahm.

Aber stattdessen bauten die Erwachsenen Bunker wie heutzutage Gartenhäuschen. Dann kam Tschernobyl, und wir ernteten das größte Gemüse, das wir je hatten, um es nicht essen zu dürfen. Einen Tag nach dem Gau beerdigten wir meine erste Katze unterm Flieder. Leider ist sie nicht mehr nachgewachsen und wieder lebendig geworden. Manchmal vermisste ich sie heute noch.

Der Wald scheint sich erholt zu haben. Die Leute gehen gern hinein, wegen der guten Luft dort. Sie schöpfen sie, ohne Schöpfer, sie holen sie, ohne Behältnis, sie kriegen dort mehr davon, wenngleich auch überall sonst genug da wäre.

Peter Rosegger war ein Tierfreund und Umweltschützer. Als Kind hütete er Ziegen. Sie gehören zu meinen Lieblingstieren. Im Augenblick fehlen mir noch Mittel und Gehege beziehungsweise Dimensionen wie Zeit und Raum, aber eines Tages möchte ich selbst welche halten. Eine sollte unbedingt Ilse heißen. In vielen Seniorenheimen gibt es am Gelände einen Streichelzoo, praktisch immer mit ein paar Ziegen. Sollte es bei mir also in nächster Zeit nicht klappen mit der eigenen Herde, bleibt mir diese Hoffnung für später immer noch.

Vor nahezu hundert Jahren schon hat Rosegger all jene Grundeigentümer angeprangert, die »*das allgemeine Menschenrecht auf die Natur beschneiden möchten, mit Verbotstafeln und Stacheldraht*«. Heute muss die Natur wie selbstverständlich jeglichen Tortourismus über sich ergehen lassen, wird hineingezwungen in eine fremdenverkehrte Subexistenz, mit tausend Schildern zugestellt. Gut möglich, dass im Grazer Stadtpark oder in der Innenstadt, ginge es nach Rosegger, alle überall sitzen, liegen, sein dürf-

ten. Auch die Bettler und die Punks und überhaupt alle Randgruppen, die ja nur solche sind, weil wir sie dort hindrängen. An den Rand. In der Mitte würden sie vielleicht gar nicht auffallen.

Auffallen würde heute hingegen Roseggers Literatur allein schon aufgrund ihrer herzerreißenden Harmlosigkeit. Auch wenn eine seiner Geschichten den Titel »Als der Kaiser die Kaiserin nahm« trägt. Was so frivol anmutet wie eine Kapitelüberschrift aus der *Mutzenbacherin* oder nach dem Arbeitstitel eines Wirtinnenfilms von Franz Antel klingt, ist in Wahrheit dann doch ein sagenhaft jugendfreier, beschaulicher kleiner Text.

Auch »Als ich die Christtagsfreude holen ging« ist von unschuldiger Lieblichkeit. Wenngleich mit erstaunlichen Momenten. Die Erzählung beginnt nämlich damit, dass der kleine Peter zwar schon in seinem zwölften Lebensjahr stand, sich aber immer noch nicht ohne Hilfe seiner Mutter anziehen konnte. Tja, damals war man eben noch länger Kind.

Der Knabe wird also nach Langenwang geschickt, von seinem Vater. Dort soll er Schulden eintreiben und mit dem Geld dann Folgendes einkaufen: Semmelmehl, Rinderschmalz und Salz. Das erschien dem Vater, der damals natürlich noch kein moderner, karezbereiter, halbehalbeerprobter Hausmann war, ausreichend für die Zubereitung des Festmahls. Die Mutter ergänzt dann die Zutaten für das Weihnachtssessen. Und mit ihrer vagen Rezeptangabe endet auch schon der vorläufige Höhepunkt der Erzählung.

Heute interessiert die Christtagsfreude wohl fast niemanden mehr. Heute holt man, um Weihnachten halbwegs zu überstehen, eher Punsch und Glühwein zum Betäuben, und wo die Zeit zum Putzen nicht mehr reicht,

wird beherzt drüberdekoriert. Mit höllisch kitschigen Himmelsboten und Glitzerstaub über echtem Staub. Aber irgendwann bleibt ohnedies nichts anderes mehr übrig als Staub. Feinstaub. Blütenstaub. Sternenstaub. Egal.

V.

»Wenn die Leute, die nicht geboren wurden, nur wüssten, dass sie nicht sind, damit sie wüssten, wie gut sie es haben.«

Was verdächtig nach Karl Valentin klingt, stammt in Wahrheit von Peter Rosegger. Er notierte diesen Satz in einem Tagebuch aus seiner Alpler Zeit.

Meine Alpler Zeit geht nun zu Ende. Während unmerklich natürlich auch meine Lebenszeit als solche zu Ende geht. Weil jeder Augenblick in Wahrheit doch nichts anderes ist als ein Augenblick zum Tode hin. Vielleicht ist auch das Heimweh eine Ouvertüre zum letzten großen Abschied. Und alles Schreiben der Versuch des Bewahrens. Ein bleibendes Präludium zum Verlust. So viel man auch schreibt, man schreibt nie alles. Wie vieles man verschweigt, um sich selbst und andere zu schonen. Mit der Hoffnung im Hinterkopf, dass die Aussparungen und Leerstellen dann doch auch gelesen werden.

Die Wiesenblumen in der Vase sind am Verwelken. Hätte ich sie nicht gepflückt, würden sie noch in voller Blüte stehen. Die Wiesen auf dem Weg zu diesem Haus sind voll davon. Das alles wird noch da sein, wenn ich nicht mehr hier bin. Andere werden kommen und gehen und dazwischen vielleicht dasselbe denken wie ich. Oder auch nicht.

Ich lasse den Blumenstrauß auf dem Tisch stehen. Als eine nicht weiter bedeutsame Verbliebenheit. Manche Storchenschnabelknospen sind nicht aufgegangen, sondern abgefallen. Die kleinen schwarzvioletten Knöpfchen tun mir leid, wie sie so daliegen. Kinderleichen, unbeweint.

Die Einkaufsbeute ist verpackt. Mit allem, was man kauft, kauft man sich los von der Schwere des Lebenmüssens, des Funktionierenmüssens, des Bestehenmüssens. Mit allem, was man kauft, verschwindet man mehr und mehr in den Dingen, und die Dinge sind später Zeugen dessen, der verschwunden ist.

Roseggers Texte gehören dazu. Vielleicht auch dieser, irgendwann einmal.